



MAIHEN NIELSEN

**DAS HAUS**  
*des*  
**Kapitäns**

Weltbild

Aline ist eine ungewöhnliche junge Frau. In einem Haus an der Elbe zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgewachsen, hat sie nur einen großen Wunsch: Sie möchte Ärztin werden. Doch ihre Eltern haben ganz andere Pläne mit ihr: Sie soll reich heiraten und der Familie das Vermögen wieder zurückbringen, das sie verloren hat. Aline aber hat schon lange ein Auge auf den Studenten Nathan geworfen.

»Mit Witz und spannend erzählt.« Bild und Funk

Band 1: Das Haus des Kapitäns

Band 2: Die Tochter des Kapitäns

MAIKEN NIELSEN

# Das Haus des Kapitäns

Roman

**Weltbild**

## **Die Autorin**

Maiken Nielsen wurde 1965 in Hamburg geboren. Ihre Vorfahren lebten mehrere Jahrhunderte lang als Lotsen und Kapitäne im Elbvorort Övelgönne. Sie verbrachte einen Teil ihrer Kindheit und Jugend auf Frachtschiffen und wurde dort von ihren Eltern unterrichtet. Nach dem Abitur in Hamburg studierte sie in Aix-en-Provence/Frankreich. Seit 1996 ist sie beim NDR als Autorin und Reporterin tätig. Sie produzierte unter anderem zahlreiche Beiträge für das NDR-Fernsehen über das historische Hamburg.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Maiken Nielsen ([www.maiken-nielsen.info](http://www.maiken-nielsen.info))

Die deutsche Erstausgabe ist 2003 im Knauer Verlag erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München [www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-055-6

# Der Anfang

Es schneite, als die Hebamme den Schulberg nach Oevelgönne hinunterstieg. Das letzte Stück war so vereist, dass sie das Gleichgewicht verlor und stürzte. Sie überschlug sich, rollte, den Lederkoffer in ihrer Rechten immer noch fest umklammert, den Hang hinab und landete unsanft im Gebüsch. »Herrgott noch mal!«, fluchte sie. »Werden die hier wohl mal anständige Treppen bauen?« Ein lang gezogenes Schiffstuten von der Elbe her war die Antwort. Ein Dampfschiff, beflaggt mit Farben, die die Hebamme im Dunkeln nicht erkennen konnte, zog über den Strom. Vor dem fast runden Mond quoll der Rauch zinkfarben aus dem Schornstein, die Hebamme seufzte. Matrose müsste man sein und ganz weit wegfahren können, das wär schön. Sie wandte sich nach rechts. Die Straße lag still und verlassen da.

Im Schein der Gaslaterne entzifferte sie den Namen: Jacoby, hier war sie richtig. Ein Hausmädchen öffnete ihr die Tür, führte sie durch einen verglasten Vorbau in einen mit Ölgemälden behangenen Flur und von dort die Treppe hinauf in einen Wohnraum, der, ganz Rosentapete, Goldrahmen und tondämpfende Teppiche, in zuckendes Licht getaucht war. »Das Gas«, entschuldigte sich das Hausmädchen. »Um diese Uhrzeit fließt es nicht, wie soll ich sagen, es ballt sich. Wir sind alle ratlos deswegen.«

Die Hebamme wedelte mit der Hand durch die Luft. »Seh ich wie ein Handwerker aus? Nee? Dann kann ich da auch nichts bei machen. Wo ist die gnädige Frau?«

»Madame befindet sich in ihrem Schlafzimmer. Aber sollte nicht Doktor Sandstein ...?«

»Doktor Sandstein ist nicht zu Hause, und keiner weiß, wo er sonst sein könnte. Also, heißes Wasser, saubere Tücher und wo es langgeht, bitte.«

Madeleine Jacoby lag in einem Bett, das so breit war, dass selbst ein Nilpferd es gemütlich gefunden hätte. Sie sah schön aus und ein bisschen verrückt. Wie eigentlich alle Gebärenden, dachte die Hebamme. Die Wangen leuchteten feuerrot. »Ich habe den Namen meiner Ahnen verloren«, wisperte sie. »Und wissen Sie, wie das kam?«

Au weia, das kann heiter werden, dachte die Hebamme. Vorgeburtliches Wundfieber, ein ganz neuer Fall. Sie setzte ihr tröstlichstes Lächeln auf.

»Wird wohl bei der Hochzeit passiert sein, gnädige Frau. Erst geht der Name flöten, dann das Hymen. Im Lauf der Jahre verlieren Sie noch ein paar andere Dinge, aber das werden Sie dann schon sehen.« Die Hebamme war seit fast zwanzig Jahren verheiratet, Kommentare zum Eheleben lieferte sie stets gratis ans Wochenbett.

»Wo ist Doktor Sandstein?« Madeleine fühlte die nächste Schmerzwelle ihr Becken fluten. Es tat so weh, so schrecklich weh. Und dann, zusammenhanglos: »Es war dieser Schreiber. Er hat den Namen falsch kopiert. Einfach den Apostroph vergessen.«

»Nanu«, murmelte die Hebamme mitfühlend, ohne dass sie im Entferntesten begriff, worum es ging. »Das war bestimmt nicht schön für Sie.« Mit Schwangeren immer schön geduldig sein, ihre Standarddevise.

Dann betrat das Hausmädchen den Raum, die Tücher in der einen, die Schüssel mit dem heißen Wasser in der anderen Hand. In diesem Moment verlosch das Licht. Madeleine schrie auf, die Hebamme stieß einen Fluch aus, und dann ging das Licht wieder an.

»Warum ist eigentlich der wertige Gatte nicht zugegen?« Die Hebamme rieb sich das Schienbein, das sie sich im Dunkeln gestoßen hatte. Madeleine stöhnte auf. »Ich glaube, er ist jetzt in Buenos Aires.«

»Mein tiefstes Mitgefühl. Ist er als Ehemann ... flüchtig?«

Die Wehen schienen in immer kürzeren Abständen zu kommen. Madeleine biss die Zähne zusammen.

»Er ist Kapitän einer Dampfschiffahrtsgesellschaft«, meldete das Hausmädchen.

»Na, denn man noch viel Spaß damit! Oha, ich glaube, es geht los!«

Und so kam es, dass Madeleine Jacoby als erste Bürgerliche im preußischen Oevelgönne mit Hilfe einer Hebamme in der Rolle eines Arztes und eines Hausmädchens in der Rolle einer Hebamme entband. Nach wiederholten Streikversuchen sowohl seitens des Kaminfeuers als auch des »sich ballenden Gases« wurde zur Verstärkung noch Bertha, die Köchin, hinzugerufen. Bertha war es dann auch, die das kleine, frisch geborene Bündel in den Armen hielt und mit ihrem mächtigen Organ in die Welt hinausbrüllte: »Mein Gott, die sieht ja aus wie der Kaiser persönlich«, eine Äußerung, die für ein neugeborenes Mädchen vielleicht nicht gerade schmeichelhaft war, aber von dem guten Willen der Köchin zeugte, die Kleine für etwas Besonderes zu halten. Nachdem sie die Nabelschnur durchtrennt hatten, legten sie das Mädchen der Mutter an die Brust. »Sie soll Aline heißen«, flüsterte Madeleine. »Wie meine verstorbene Urgroßmutter, die mit dem französischen Offizier.«

Die Hebamme nickte verständnisvoll. Nach einer erfolgreichen Geburt stand ihr nicht der Sinn nach Widerworten.

Es war der 17. Januar 1900. Dr. Sandstein tauchte in dieser Nacht nicht mehr auf. Er tauchte auch in den folgenden Tagen nicht auf, Wochen später fand man ihn erhängt auf dem Dachboden seiner Villa an der Flottbeker Chaussee. Die Gründe für seinen Selbstmord wurden nie aufgeklärt.

Als Kapitän Christian Jacoby elf Monate später von der Nordsee kommend den Hamburger Hafen anlief, fand er eine stolze Gattin und eine Köchin vor, die unter allerlei Vorwänden immer wieder die Nähe seiner Tochter suchte, einem entzückenden Geschöpf mit blauen Augen, dunkelbraunen Locken und einem ausgeprägten Bedürfnis nach Schlaf. Bertha war vernarrt in Aline. Sie, die selbst nie Kinder gehabt hatte, liebte dieses Kind so abgöttisch, als sei sie an seiner Entstehung beteiligt gewesen – was zumindest für den Geburtsvorgang ja zutraf. Ihr ganzer Stolz war Alines Fähigkeit, sich noch vor ihrem ersten Geburtstag mit deutlichen Worten zu äußern. Alines erster Satz lautete: »Bertha, ich möchte Brei!«, gefolgt von einem entzückten Auflachen, denn Bertha schlug jedes Mal vor Rührung die Hände vor dem Gesicht zusammen, wenn das Kind diese Worte sprach. »Sie ist sehr klug«, vertraute Bertha dem Kapitän am Tag seiner Ankunft an. »Aus der wird noch mal was ganz Besonderes. Vielleicht entdeckt sie eines Tages, warum die Erde rund ist!«

»Das haben die Menschen schon vor 400 Jahren entdeckt, Bertha«, grinste Christian Jacoby freundlich, wobei er seiner Köchin auf die Schulter klopfte.

»Dass sie rund ist, vielleicht!«, schrie Bertha mit ihrer gewaltigen Stimme dem Hausherrn hinterher. »Aber warum, das ist doch die Frage! Und das wird das Mäuschen

eines Tages schon noch herausfinden!« Bertha nannte Aline nie anders als »das Mäuschen«, und das sollte auch die nächsten Jahre über so bleiben.

Der Kapitän liebte es, abends mit seiner kleinen Tochter in der Bibliothek zu sitzen. Er lauschte Madeleines Klavierspiel, das sich mit dem Knistern des Kaminfeuers mischte. Dabei versenkte er von Zeit zu Zeit seine Nase in Alines dichtem Haar. Er war der Überzeugung, das bestriechende kleine Mädchen zu haben, das auf der Welt je geboren wurde, denn er wusste nicht, dass alle Babys gut riechen. Als es draußen wärmer wurde, setzte er sich mit ihr in den Garten, der jenseits des Weges am Strand lag, und beobachtete ihre zaghaften Gehversuche. Aline, die nun schon fünfzehn Monate alt war, tat sich mit dem Gehen immer noch schwer. Wieder und wieder trug Christian seine Tochter unter die Linde, die am oberen Ende der abschüssigen Wiese stand, begab sich dann ans untere Ende, den Strand im Rücken, und breitete die Arme aus. »Komm, Mäuschen«, säuselte er, indem er Berthas Tonfall nachahmte. Aline zögerte, sie verstand die Worte wohl, allein die Beine wollten ihr nicht gehorchen. Nach ihren Laufversuchen wurde sie müde und fühlte sich bleischwer, und noch im Gehen schief sie ein, für Stunden zumeist, oft so lang, dass die Eltern sie schließlich wecken mussten. Dr. Marquardt, der Hausarzt, zerstreute ihre Sorgen. »Sie ist eben ein Kind, das viel schläft«, sagte er. »Das gibt es.«

Christian Jacoby hatte bei seiner Reederei einige Monate Urlaub beantragt. Er nutzte sie, als wären sie die letzten seines Lebens. Bis sein neues Schiff in den Hafen einlief, verbrachte er die Tage damit, Aline durch Haus und Garten zu tragen und all jene Dinge ausfindig zu machen, die ihr Auge beleidigen konnten. Er beendete das unwürdige Geflacker in den Lampen des Hauses, indem er Stromleitungen legen ließ. Und er versorgte das Wohnzimmer und die Bibliothek mit tausendfach funkelnden Kronleuchtern, deren Glanz sich in den Bilderpaneelen spiegelte.

Madeleine war sehr stolz, als sie das Ergebnis sah, aber Bertha vertraute dem modernen Teufelszeug nicht. Vor allem geriet sie in Panik bei dem Gedanken, Aline könne mit ihren Fingerchen so einen Schalter betätigen. Sie selbst fasste die Schalter im ersten halben Jahr übrigens auch nie anders als mit einem Holzstückchen an, sicher war sicher.

Und dann kam der Sommer, der wunderbar heiße Sommer 1901, in dessen Verlauf die Flottbeker Chaussee so leer gefegt war, dass die Jugend auf dem Kopfsteinpflaster Reifentrudeln spielen konnte. Die Einzigen, die diese Idylle störten, waren die Hamburger, die mit der Droschke und Koffern voller Gepäck in die Sommerfrische zwischen Neumühlen und Blankenese fuhren. Madeleine suchte täglich die Badeanstalt am Neumühlener Strand auf, an dem sie einen eigenen Badekarren besaß. Begleitet wurde sie von einer mächtigen, schwitzenden Bertha, der die Wacht über das »Mäuschen« in ihrem Kinderwagen oblag, und einem ebenso mächtigen Picknickkorb. Etwa zu jener Zeit geschah es, dass ein Dampfschiff aus New Orleans dreizehn Krokodile karibischer Herkunft in die Elbe verlor. Die Hamburger Polizeibehörde warnte daraufhin die Bevölkerung. Was Madeleine dazu veranlasste, beim nächsten Badegang den Gärtner mitzunehmen. Knietief im Elbwasser neben Madeleines Badekarren stehend und mit einer langen Harke bewaffnet, sollte er die Krokodile bei etwaigem Auftauchen in die Flucht schlagen. Doch die Krokodile waren an den badenden Waden zwischen Hamburger

Freihafen und preußischer Provinz nicht besonders interessiert, was vermutlich am Klimaschock lag. Elf von ihnen erfroren, eines endete ausgestopft in einer Kneipe am Fischmarkt, das andere wurde nach Hagenbecks Tierpark verbracht, wo es erfolgreich eine neue Krokodildynastie begründete.

Aline liebte es, im Fluss zu baden. Innerhalb weniger Wochen lernte sie, den Kopf über Wasser zu halten, wenn sie keinen Boden mehr unter den Füßen hatte, ein Umstand, der Bertha zu neuen Lobarien über das »Mäuschen, das Wunderkind« veranlasste, denn Bertha hatte ihr Lebtage nicht schwimmen gelernt.

Zu dieser Zeit musste wohl Madeleines Wunsch entstanden sein, sich anregendere und weniger wasserscheue Gesellschaft zu suchen. Im Sommer darauf ersetzte sie Bertha bei ihren Spaziergängen durch eine »Gouvernante«, wie Madeleine sie zu nennen pflegte, in Wahrheit eine junge Dame ohne praktische Erfahrung, deren einziger Vorzug darin bestand, aus demselben Ort zu kommen wie Madeleines Urgroßvater und denselben französischen Dialekt zu sprechen wie sie, ein raues, bäurisches Südfranzösisch, das anzunehmen Aline leider nicht umhinkam. In der Tat war Alines Gedächtnis für Wörter und die Fähigkeit, sie zu kombinieren, einzigartig. In ihrem dritten Lebensjahr beherrschte sie das Hamburger Idiom und die Sprache des Midi gleichermaßen gut.

Chantal, die »Gouvernante«, lebte fortan mit im Haushalt der Jacobys. Die bunten Schilderungen von ihrer Heimatstadt Marseille mit ihren Palmenstränden, katholischen Kirchen, arabischen Marktplätzen und dem riesigen bunten Hafen mit Fregatten aus aller Welt verschafften ihr allabendlich einen Platz auf dem Canapé im Wohnraum, den sie, eine Art Scheherazade des 20. Jahrhunderts, erfolgreich verteidigte. Von Zeit zu Zeit steuerte Madeleine ihrerseits Aspekte des urgroßväterlichen Lebens bei, seine Kindheit in einem Schloss bei Marseille, seine Begeisterung für das napoleonische Kaiserreich, die Feldzüge, die Zeit der Besatzung in Hamburg, seine Begegnung mit Hanna, sein Entschluss, sie zu heiraten, und dann die schreckliche Zeit, als die Kosaken dem herrlichen bon-vivre à Hambourg ein Ende machten, und so weiter, bis spät in die Nacht. Es lag etwas Perfides darin, wie sich die zwei jungen Frauen, eine blühender, geschmückter und gestelzter als die andere, sich Abend für Abend in der Trauer um das untergegangene französische Kaiserreich suhlten. Den Höhepunkt des Abends bildete Madeleines Schilderung von dem unfähigen Hamburger Schreiber, der den ursprünglichen Familiennamen d'Arlon ohne den aristokratisierenden Apostroph kopiert hatte, wodurch die Darlons in die Niederungen der bürgerlichen Gefilde gerieten. Aber es war wohl vor allem Madeleines Einsamkeit, die sie so kindisch machte. Von den Kapitäns- und Reederfamilien zwischen Flottbeker und Elbchaussee wurde sie während Christians Abwesenheit gemieden, da sie bei gesellschaftlichen Anlässen als Frau schlecht allein eingeladen werden konnte. Madeleine war sicher: Wäre Hamburg französisch geblieben, sie hätte derlei Schmach nicht erleben müssen. »Das französische Kaiserreich«, erklärte sie Bertha, ob die es nun hören wollte oder nicht, »war ein kosmopolitischer Staat, die Heimstatt der Vernunft, nicht wahr, denken wir an Descartes oder selbst Robespierre. Und kein Stadtstaat, in dem die Bürger gerade mal so weit blicken können wie ihre Wälle. Und was Preußen anbelangt«, Madeleine hatte die Gabe, das Wort so auszusprechen, als handele es sich dabei um ein Schimpfwort, »so kann ich nur sagen: Die Bartmode seiner

Staatsmänner spricht Bände, was ihren Grad an Zivilisiertheit anbelangt.« Madeleine in ihrem hochgeknöpften Samtkleid, in ihrem großbürgerlichen Wohnraum mit Kronleuchter und Bilderpaneel war eine Revolutionärin geworden. Jedoch nur, bis Christian wieder da war. Er verbannte Chantal von seinem Canapé und schließlich ganz aus seinem Haus, besuchte mit Madeleine alle Bälle der Saison und verbrachte fröhlich verspielte Nachmittage mit Aline. Er überlegte gemeinsam mit dem Gärtner, wie sich der Lustgarten des Etatrates Donner oben am Elbhang auf seine eigene Grünfläche von knapp 25 Quadratmetern kopieren ließe, veranlasste den Bau einer kleinen Laube, begutachtete das Haus, ordnete Reparaturen und Anstriche an, prüfte die Fassade und kaufte neue Möbel.

Im Dezember 1904, kurz vor Weihnachten, beschloss er zweierlei: zum einen, Aline Ostern einzuschulen, weil sie bereits lesen konnte. Und zum anderen, dass das Haus eine Zentralheizung benötigen würde, die er hinter einer dekorativen Holzverkleidung zu verstecken gedachte. Als endlich die Handwerker da waren, wanderte er von Raum zu Raum, eine merkwürdige Erregung im Gesicht, hier ein Detail anordnend, dort eine Arbeit beaufsichtigend. Am Ende, nachdem alles zu seiner Zufriedenheit erledigt war, bat er Madeleine, eine Polka zu spielen, und so tanzte er, seine kleine Tochter an den Händen, im Musikzimmer herum.

Madeleine blühte auf, wenn ihr Mann zu Hause war. Ihre Haare glänzten, sie lachte viel, und ihr Schritt federte. Weihnachten wurde im großen Stil gefeiert, mit einem Tannenbaum im Wohnzimmer, das Bertha und das Hausmädchen in tagelanger Kleinarbeit herrichteten, mit einer riesigen Fischplatte am Abend des 24. und mehreren Flaschen Champagner. Doch vorher würden sie zur Andacht in der Christianskirche gehen.

Wie immer hatte all die Aufregung Aline ungeheuer schläfrig werden lassen. Sie war am späten Nachmittag des 23. eingenickt und musste nun, am späten Vormittag des 24., geweckt werden. Gewöhnlich verbrachte Aline die Zeit nach dem Wecken in einer Art Dämmerzustand, der es ihr unmöglich machte, zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden. So auch diesmal. Sie saß auf der Kirchenbank zwischen Vater und Mutter und betrachtete voller Ehrfurcht Pastor Weidemann, von dem sie annahm, er sei Gott.

Unter dem Weihnachtsbaum fand sie ein paar Schlittschuhe. Sie wusste nicht recht, ob sie sich darüber freuen sollte, als sie sie anprobierte. Zum Gehen schienen sie ihr überhaupt nicht dienlich. Am nächsten Tag nahmen die Eltern sie mit auf die zugefrorene Alster im nachbarlichen Hamburg. Vor allem die Mutter war herrlich anzusehen. Sie drehte Pirouetten, wagte kleine Sprünge und sang dabei. Ihre Wangen leuchteten feuerrot, ihr Haar löste sich von der Bewegung, und ihr langer, dunkler Rock umwehte ihre Beine. Christian sah ihr zu, stumm und berührt. Aline aber erwies sich beim Schlittschuhlaufen als weit weniger geschickt. Es war wie damals, als sie laufen lernte. Der Vater stellte sich einige Meter entfernt von ihr auf, breitete die Arme aus und hieß sie, zu ihm zu kommen. Und wie damals fiel sie hin, immer und immer wieder. Schließlich stellte sie sich an den Rand und sah den Eltern zu, wie sie einander umkreisten. Da hörte sie eine Stimme neben sich: »Du kannst es wohl auch nicht ...?«

Die Stimme gehörte einem Mädchen mit hellblonden Zöpfen, milchweißer Haut und so hellen Augen, dass sie wie rosafarbenes Sahneeis aussahen. Sie kam Aline bekannt vor,

als wären sie einander schon einmal begegnet, und doch erschrak sie nun bei ihrem Anblick. Am Abend fragte sie Bertha in der Küche, die in einem kleinen Anbau hinter dem Haus untergebracht war, warum Gott manchen Menschen keine Farben mitgebe. Bertha reichte ihr die Kuchenschüssel zum Ausschlecken. Und dann tischte sie ihr eine ihre fantastischen Geschichten auf. »Es sind keine richtigen Menschen«, erklärte sie. »Sie kommen von einem anderen Stern. Als sie durch den Himmel geflogen sind, wurde ihnen so kalt, dass alle Farben in ihnen erfroren sind. Sie können genauso sprechen wie Menschen. Aber du darfst ihnen nie wehtun, denn sie merken den Schmerz viel mehr als wir.« In dieser Nacht träumte Aline von einer unendlichen Eisfläche, über die sie dahinglitt, Hand in Hand mit dem Mädchen ohne Farben.

Bei der Einschulung Ostern 1905 in der kleinen Dorfschule am Schulberg erkannte Aline das Mädchen sofort wieder, und das Mädchen erkannte sie. Im Unterricht saßen sie nebeneinander. Das Mädchen hieß Käthe und wohnte in Neumühlen. Ihr Vater war Lotse, und in späteren Jahren stellten Aline und Käthe fest, dass ihre Väter so manch eine Stunde gemeinsam auf der Kommandobrücke verbracht hatten, während ihr Schiff über die Elbe tutete, mit zinkfarbenem Dampf in mondhellen Nächten.

Oft wünschte sich Aline, ihr Zuhause in all seinen Ecken und Winkeln durchstreifen zu können, doch eine Art unausgesprochenes Verbot hinderte sie daran. Vom Dachboden kannte sie lediglich die knarrenden Schritte des Vaters. Auch der große Speiseraum blieb weitgehend verschlossen: Er war für besondere Gelegenheiten reserviert. Allein Bertha machte sich dort hin und wieder zu schaffen. Einmal gelang es Aline, die Köchin durch einen Türspalt zu beobachten, wie sie das Fenster öffnete und die weißen Laken von den Möbeln nahm, um sie auszuschütteln. Später bettelte sie Bertha darum an, mit ihren Puppen in diesem geheimnisvollen Raum spielen zu dürfen, aber Bertha blieb ausnahmsweise einmal hart.

Doch dann kam der Tag, an dem die Laken fortgeräumt wurden. Es war der zehnte Hochzeitstag der Eltern, und Aline war ein bisschen enttäuscht: Der Raum sah nicht viel anders aus als das Wohnzimmer, in dem sie Weihnachten feierten. Doch an den bewundernden Mienen der Tanten erkannte sie, dass es in diesem Raum etwas Besonderes gab. Allein Onkel Jean-Baptiste blickte sauertöpfisch drein, doch das war, wie sie ihre Mutter sagen hörte, Veranlagung. Ihre Freundin Käthe mutmaßte, dass in dem Raum Engelwesen lebten, die man einschließen und beschützen musste. Von da an nannte Aline den Speiseraum »Engelsraum«. Erst später erfuhr sie vom Vater, dass der Raum wegen seines gemeißelten Marmorkamins, der bestickten Seidentapeten und der Möbel im Stil des zweiten Empire so kostbar war, dass man ihn vor Staub und Licht schützen musste. Trotzdem glaubte Aline weiterhin an die Anwesenheit von Engeln in diesem Teil des Hauses.

Jedes Jahr wurde an Alines Volksschule, wie überall im deutschen Kaiserreich, das Sedanfest gefeiert. Es war der Tag, an dem Madeleine sich in ihr Schlafzimmer einschloss und über die ungebildeten hanseatischen, preußischen und sonstwie unfranzösischen Pfeffersäcke schimpfte, denn das Sedanfest wurde in Erinnerung an das Jahr 1871 begangen, dem Jahr nach dem Sieg über die Franzosen und der wilhelminischen Proklamation. Die Schulkinder zogen blumengeschmückt und singend die Kai-Straße

hinauf, an den stämmigen Gäulen vorbei, die wie jeden Tag ihre Lastwagen voller Schnittholz und Kohle vom Neumühlener Hafen nach Altona zogen. In der Palmaille, vor den säulengeschmückten Häusern des berühmten dänischen Architekten Hansen, blieb Alines Lehrer Jahr für Jahr stehen. Er war ein uraltes Männlein, dem die Schlacht auf den Düppeler Schanzen noch deutlich vor Augen stand und der nie ein Wort über Christian Frederik Hansen verlauten ließ, sondern stattdessen den Sieg über die Franzosen und zugleich über die Dänen lobpries, in irrer Verquickung der Ereignisse und der Völker.

Dass Aline mit ihrer Mutter Französisch sprach, war den meisten Familien an der Flottbeker Chaussee, in Neumühlen und Oevelgönne bekannt. Und so geschah es, dass Aline am Sedantag 1908 auf dem Nachhauseweg von einer Gruppe Jungen gestellt wurde. »Da ist ja die kleine Franzmännin«, höhnte einer der Jungen. »Wie ist es denn so, als Besiegte?« Aline stapfte weiter, den Blick unbeirrt zu Boden geheftet. Plötzlich bekam sie einen so heftigen Schubs, dass ihr der Ranzen von der Schulter rutschte. Der Verschluss öffnete sich, und die Tafel mit dem Griffel und dem Schwämmchen fiel heraus. Da bekam sie es mit der Angst zu tun. Sie bückte sich, um die Sachen wieder einzusammeln, aber es wollte ihr nicht so recht gelingen, so sehr zitterten ihr die Hände. Ein großer schaumiger Spuckefleck platschte auf ihre Tafel, und sie hörte die Jungen in Gelächter ausbrechen. »Bitte, lasst das«, sagte sie, und ihre Stimme klang hoch und fremd. Die Jungen äfften sie nach. »Bitte lasst das, bitte lasst das – man könnte fast meinen, das Franzosenmädchen hat Angst bekommen!« – »Ich bin kein Franzosenmädchen!«, protestierte Aline. »Ich bin Preußin wie ihr.« Sie wollte sich aufrichten, aber die Jungen waren stärker als sie. Einer von ihnen stürzte sich auf sie und setzte sich rittlings auf ihren Bauch, dass ihr die Luft wegblieb, während ein anderer sie an den Armen festhielt, so fest, dass sie die Steine unter ihrem Körper fühlte.

»Lasst sofort das Mädchen los!«, brüllte es in diesem Augenblick über ihren Köpfen. Es war kein Erwachsener, es war ein anderer Junge, einer, den Aline nie zuvor gesehen hatte. Er war groß und dunkel, und er sah sehr wütend aus. Die Jungen sprangen auf. »Haut ab, ehe ich mich daranmache, eure Eltern zu benachrichtigen! Was fällt euch eigentlich ein, ein Mädchen so zu behandeln!« Er versetzte dem Jungen, der sich auf Alines Bauch gesetzt hatte, einen Tritt. Die Jungen stoben davon. »Tut dir etwas weh?«, fragte er leise die noch immer am Boden liegende Aline.

»Nein, ist schon gut. Danke, dass du sie vertrieben hast!«

Der Junge bückte sich, um ihr die Sachen einsammeln zu helfen. »Ich bringe dich jetzt nach Hause«, sagte er ernst. »Dass dir das nicht noch einmal passiert.« Und dann, mit gerunzelter Stirn: »Ich hätte sie ordentlich verdreschen sollen!« Aline musterte ihn von der Seite. Er war wohl nicht viel älter als sie, elf, höchstens zwölf. Doch er erschien ihr riesengroß.

Als sie vor ihrem Haus angelangt waren, drehte sie sich um. »Danke schön«, sagte sie. »Das werde ich dir nicht vergessen.«

In ihrer Küche im Hinterhof des Hauses erzählte sie Bertha, was geschehen war. »Sag es lieber nicht deiner Mutter«, riet die. »Sie liegt sowieso im Bett und hat Kopfschmerzen. Ich mach dir am besten erst mal 'n paar Eierkuchen.« Aber dazu sollte es nicht mehr kommen, denn Aline schlief augenblicklich ein, umgeben von zimtduftenden Äpfeln und

Schwaden von gutem, heißem Essen. Gemeinsam mit dem Küchenmädchen schleppte Bertha sie die Treppen in ihr Zimmer hinauf, öffnete die Knöpfe ihres Kleides und zog die schweren Vorhänge zu. »Fabelhaft«, brummte sie abschließend, »nun haben wir schon zwei in der Familie, die an diesem sonnigen Tag den Aufenthalt im Bett bevorzugen. Vornehm müsste man sein!«

Aline durchschlief den Nachmittag, den Abend und die Nacht. Im Traum lief sie mit dem dunklen Jungen Schlittschuh, zog glücklich ihre Kreise um ihn, umtanzte ihn. Als Bertha sie am Morgen weckte, fiel ihr ein, dass sie ihn nicht mal nach seinem Namen gefragt hatte.

Zu ihren schönsten Kindheitserinnerungen zählten neben den Sommernachmittagen mit der Mutter am Badestrand oder dem Spielen mit dem Vater im Garten die Sonnabendvormittage mit Bertha auf dem Ottensener Markt vor der Christianskirche. Hier gab es so viel zu sehen: Vogelverkäufer mit prächtig Gefiedertem in reich verzierten Käfigen, Max, den zwergenhaften Straßenverkäufer mit seinen Schachteln voller Knöpfe und anderer Schätze, die Bäuerinnen in ihren kurzen, abstehenden Röcken, die Körbe voller Obst und Gemüse anpriesen. Manchmal begegneten sie einer hünenhaften, mürrisch blickenden Frau, über die Bertha sagte, sie habe Aline auf die Welt verholpen, was Aline als eine von Berthas aberwitzigen Geschichten abtat. Eines Tages hatte sich der Platz in einen Jahrmarkt mit Gassen voller Buden verwandelt. An diesem Tag hatte sich Bertha bereit erklärt, Käthe mitzunehmen, und da geschah es, dass ein Mann aus einer der Buden um Erlaubnis bat, die beiden Mädchen fotografieren zu dürfen. Später erinnerte sich Aline an ihre Angst in der leeren Bude mit dem Mann, der unter ein schwarzes Tuch gekrochen war und dann mit dumpfer, erstickter Stimme rief: »Der Vogel kommt! Der Vogel kommt!« Er rief es so aufgeregt, dass Käthe und Aline ihre Hände ineinander krampften, bis ihnen die Finger wehtaten.

Der Vater schenkte Aline einen goldverzierten Bilderrahmen und hängte ihr das Bild an die Wand: zwei Mädchen wie Praline und Sahne, die sich an den Händen halten, die Augen aufgerissen, die Lippen fest zusammengepresst.

An einem sonnigen Maitag im Jahre 1912 besuchte sie zum ersten Mal den Vater im Hafen. Wohin sie auch blickte, sah sie hoffnungsfrohe Gesichter, Auswanderer, wie ihr der Vater erklärte, Juden und Osteuropäer, die in Amerika zu leben gedachten. Aline und Madeleine bestiegen, von einem Polizisten mit Pickelhaube beobachtet, eine wackelige Gangway aus Holz. »Was ist der Unterschied zwischen Juden und Osteuropäern?«, wollte Aline wissen, als sie in der Kajüte des Vaters angekommen waren. »Meine wissbegierige kleine Tochter«, scherzte der Vater und sah sehr stattlich aus in seiner Uniform. Später erklärte ihr die Mutter, dass der Vater einer sehr gefährlichen Krankheit entronnen war, der Schlafkrankheit, die er sich beim Stich einer Tse-Tse-Fliege in Obervolta zugezogen habe. Drei Männer seiner Mannschaft habe es dahingerafft, nur der Papa sei genesen.

So gingen die Jahre dahin, mal war die Elbe erquickendes Badewasser, dann wieder ein schillerndes Gebirge aus Eis. Alines Leistungen in der Schule waren tadellos, und so wurde ihr der Besuch einer Höheren Mädchenschule gestattet. Hierhin fuhr sie nun in Begleitung von Käthe jeden Morgen mit der Centralbahn. Der Krieg war nur fernes Donnerrollen, wie Gewitter am Horizont, ohne Folgen für ihr Leben in Oevelgönne und

Neumühlen. Der Vater fuhr jetzt keine Passagier- oder Frachtschiffe mehr, er wurde in die Kriegsmarine versetzt, was in Alines Augen dazu führte, dass er noch tollere Abenteuer erlebte als zuvor. Unbestrittener Höhepunkt seiner Eskapaden und wochenlanger Gesprächsstoff in der Küche hinten bei Bertha war der Untergang seiner Viermastbark während einer Seeschlacht im Skagerrak, bei dem der Vater sich den Kiefer gebrochen hatte. Von der Mannschaft hatte außer ihm nur ein anderer Mann überlebt, und das war der Koch, der ihm den Kiefer auf offener See, an eine Planke geklammert, mit Treibholzschiene.

Die darauf folgende Nachricht traf sie völlig unvorbereitet. Eines Abends fand Aline die Mutter auf dem Teppich im Salon, verweint. In der Hand hielt sie einen Brief. Schweigend überreichte sie ihn Aline. »Geliebte Madeleine«, stand da. »Ich habe meinen rechten Arm verloren und komme bald nach Hause. Dein Christian.«

Das war kurz vor Alines achtzehntem Geburtstag. Auf der Elbe bahnte sich ein Dampfschiff seinen Weg. Als wäre das Leben wie immer.